

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Fern von Neste [Schluss]
Autor: Ribaux, Adolphe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

immer um sein ohnmächtiges Weib bemüht, die Männer herankommen sieht. Aber in selbem Augenblick erkennt er, daß seine Furcht, sein seltsames Benehmen ihn verdächtig machen muß, und läßt den Toten ohne Widerspruch auf die Streu im Stalle betten. Die Fuhrleute müssen noch bei Nacht ihren Weg fortsetzen, der gleichgültige Knecht hat sich schlafen gelegt, und nur die Magd wacht bei der Frau, die, zum Bewußtsein zurückgekehrt, in ein hitziges Fieber verfällt.

„Vater, wo willst du hin, Vater, bleib da!“ ruft die kleine Gundl, die von all dem Schrecken nichts begreift, von ihrem Bett her, als Balduin sich durch die finstere Kammer tastet. Aber er hört sie nicht und schleicht zur Thür hinaus. Die Folter ist zu furchtbar. Der Mörder kann nicht schlafen mit seinem Opfer unter einem Dache. Wie einen ruhelosen Geist treibt es ihn hinaus in die unwirsche Nacht. Eine schwarze Wolke kriecht wie ein finstres Ungetüm über den Mond und löscht sein Licht. In den Lüften rauscht und dröhnt es von ferne grollendem Sturm; aber in allem glaubt er die heisern Stimmen der Krähen zu hören, die sich wieder sammeln werden, Gericht zu halten — über einen Mörder.

Erschöpft, vom Regen durchnäßt, mit eingefallenen Wangen, glanzlosen Augen und ergrautem Haar kehrt er am Morgen zum Haus zurück, in weitem Bogen dem Stall ausweichend, in dem der tote Hallodri liegt. Am Bett des kranken Weibes setzt er sich trostlos nieder, stiert wie geistesabwesend vor sich hin, und heiße Thränen träufeln auf ihre Stirn.

„Um dich — um dich — und das Kind —“ flüstert er, ihre fieberglühende Hand drückend, ohne daß sie ihn erkennt. Und so sitzt er, bis die Gerichtskommission erscheint. Diese findet wenig zu thun. Der Thatbestand ist klar, der Tod durch Erstickung eingetreten. Nur einem der Herren fällt die Wunde am Kopfe auf. „Auch die wäre tödlich gewesen,“ erklärt der Arzt. Die Herren sehen sich an und schütteln die Köpfe. Wenn ein Mord vorläge, kein Selbstmord, wenn der Mörder den Toten erst nachher an die Föhre gehängt, um die Spuren seiner That zu verwischen?

Balduin drohen die Kniee einzubrechen. Er fühlt, wie die Gefahr eisigfalt an ihm vorüberschwebt. Alle Farbe ist aus seinem Gesichte gewichen. Um unbefangen zu erscheinen, will er sprechen; aber nur ein heiserer Laut kommt über seine Lippen.

Aber die Herren beachten es nicht, sie hören nur auf den Knecht, dessen Aussage plötzlich alle Bedenken zerstreut. Beim Abnehmen ist der Tote herabgefallen und mit dem Kopfe auf die scharfe Kante des Steins geschlagen, der ihm das Schädeldach zertrümmerte. Da ist es nicht mehr nötig, den Ort der That zu besichtigen, das Augenscheinsprotokoll wird geschlossen, und der Arzt bestätigt die Todesursache, die auf Selbstmord lautet.

Balduin Böhler ist von einer Folter erlöst worden, um auf eine neue gespannt zu werden. Die Niednanger, die den Transport und die Kosten scheuen, weigern sich, den toten Hallodri auf ihren Friedhof aufzunehmen. Ein christlich Begräbnis ist ihm ohnehin verlag. Mag der Lump eingescharrt werden, wo er seine Todssünde begangen hat. Der Platz unter der Föhre, wo man einst die Gerichteten eingrab, ist gerade recht. Der Moorwirt widersetzt sich diesem Beschluß aufs äußerste, aber umsonst. Der Platz ist Gemeindeeigentum, und er hat kein Recht darüber. Zwei Männer von Niednang kommen heraus und werfen den Heiberjörgl wie einen toten Hund in die finstere Grube. Nicht das schlechteste Holzkreuz bezeichnet

den Hügel. Aber die Krähen lassen sich darauf nieder und wühlen und wittern das vergrabene Fleisch. Täglich schrillt ihr heiseres Gefräß dem Moorwirt in die Ohren, und wenn er zum Fenster hinausieht, so fällt sein Blick auf das Grab dessen, den er gemordet. Das ist mehr als Menschenkraft ertragen kann. „Der Herr ist närrisch geworden,“ flüstern sich Knecht und Magd zu, — und sie haben Recht. „Mein Mann ist unheilbar erkrankt,“ jammert die wiederhergestellte und ahnungslose Babette. Und sie hat Recht. In wenigen Wochen ist der früher so blühende, gesunde, glückliche Mann zu einer wandelnden Leiche verfallen. „Das sind die giftigen Dünste des Moors,“ sagen seine Bekannten, — „da kann kein Mensch gesund bleiben; macht, daß Ihr wieder ins Dorf kommt.“ — Aber es ist schon zu spät.

Zu Nebenmoos und Niednang verbreitet sich seltsame Kunde. Der alte Henker, der seinen Sohn erschlagen, geht wieder ruhelos im Krähenried um. Kinder, Dorfsteher und Hirten haben ihn gesehen, wie er mit wirrem Haar, erloschenen Augen und zerrissenen Gewands die schwarzen Gräben entlang irrt. Und so oft ein Rabe schreit, heult er wie in wehem Schmerz auf.

Auch im Moorhause hören sie die abergläubische Mär und schweigen. „Der Herr ist krank,“ heißt es, „und liegt seit Monden im Bette.“ Aber seit Monden ist der Balduin in kein Bett mehr gekommen, nicht mehr ins Haus zurückgekehrt. Unstet hegt das Gewissen den Wahnsinnigen durch das schwarze Moor. Jeder Verfolgung weiß er zu entinnen, und so recht traut sich auch niemand in seine Nähe. Nur ein Gedanke lobert noch zuweilen wie die sengende Flamme des Fegfeuers im erlöschenden Hirn des Irren auf. Er ist verdammt auf ewig; denn er hat den Jörg nicht nur leiblich getödet, auch sein ewig Seelenheil hat er dem gemordet, der durch seine Lüge kein christlich Begräbnis gefunden. Ueberall glaubt er, daß ihn der Schatten des Toten wie ein finstres Nachgepenst verfolge, und immer wieder muß er zum Schauplatz der Schreckensthat zurückkehren, die schwarzen Krähen, die bösen Geister, die seine Seele suchen, von seiner Ruheflatt zu verschrecken.

Der Herbst ist da, die letzten Blumen welken. Eine einzige purpurne Lichtnelke blüht noch hart am Rand des schwarzen tiefen Torfgrabens, der an der Ruheflatt des Hallodri vorbeizieht. Begehrend hat die kleine Gundl, die allein unter der Föhre spielt, ihre blauen Augen darauf gerichtet. Da taucht jenseits eine finstere Schreckensgestalt auf; aber das Kind fürchtet sie nicht. „Vater, brich mir die schöne Blume!“

Der Irre horcht auf. „Vater!“ Der süße Ton weht wie Erlösungsklang in sein Ohr, er erkennt die Stimme seines Kindes. Und vor seinen Füßen leuchtet die Nelke rot wie ein Tropfen vergossenen Blutes. Er beugt sich vor, — weit über den schlüpfrigen Rand des Grabens; schon hält er die gebrochene Blüte in der Hand und wirft sie der Gundl hinüber. Da flattert es schattend über ihn hin, und der heisere Schrei einer Krähe schrillt durch die Luft. „Fort, fort!“ schreit der Irre, „hör seine Ruhe nicht!“ Und wie er die Arme abwehrend ins Leere streckt, verliert er den Halt und stürzt kopfüber in das schwarze Wasser, das sich quellend und gurgelnd über seinem Haupte schließt.

„Mutter, Mutter!“ schreit entsetzt das Kind und eilt dem Hause zu, „der Vater liegt im Wasser, der Vater ist ertrunken!“

Die blutfarbene Nelke, die es aufgefangen, ist der kleinen Hand entglitten und auf den flachen Hügel unter der Föhre gefallen. Sie ist der erste und einzige Schmuck auf dem Grabe des Glenden, der Gundls Mutter zweimal unglücklich gemacht hat.

Fern vom Neste.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellette von Adolphe Ribaux, übersetzt von Emma Wiepking.

(Schluß).

Mincenzo wäre überglücklich gewesen, wenn er hätte sehen können, wie aufmerksam, wie andächtig man seine Briefe las. Das erste Mal las sie Pippo laut vor; dann kam die Reihe an die Mutter. In ihrer Jugend hatte sie einige Zeit in Rom gedient, wo ihre Herrin, die eine sehr wohlwollende Dame gewesen, ihr Unterricht im Lesen und Schreiben erteilt hatte. Schließlich kam Gioconda hinzu, und dann wurde der Brief abermals vorgenommen.

Neapel mußte eine kleine Welt für sich sein! Und dann diese

verpesteten Sümpfe, und dann Genua ganz fern im Norden, fast an der Grenze! Welch' seltsame Länder!

Der Priester hatte Pippo einen Clementaratlas geliehen, auf dem die Mutter und Gioconda sich durch einen roten Punkt vorstellen konnten, wo La Superba am Meere lag.

„Weißt du, er mag dort gar nicht sein,“ sagte die Alte zu Gioconda. „Man merkt, das ist kein Platz für ihn, seine Briefe klingen zu trostlos!“

Dieser Gedanke verursachte ihr schlaflose Nächte, das Essen

schmeckte ihr nicht mehr. Vielleicht war das Essen in der Kaserne besser; aber gebackene Artischocken oder Tomaten aus dem eigenen Garten, ein Gericht gekochter Bohnen, von Zeit zu Zeit ein Stückchen Ziegenfleisch oder ein Kaninchen, das die Mutter so vorzüglich zu bereiten verstand, wäre viel mehr nach Vincenzos Geschmack gewesen. Wenn sie in der Nacht erwachte, flogen ihre Gedanken nach der unbekanntem Stadt, nach dem Palast San Giorgio, nach den lebhaften Hafendämmen. Stundenlang wälzte sie sich ruhelos auf ihrem Bettsock von getrockneten Maisblättern herum.

Eines Tages hatte der Priester sie ganz unvermutet aufgeht und ein vielverheißendes Gesicht gemacht.

Pippo wollte Priester werden, nichts konnte ihn von diesem Entschluß abbringen. Die nötigen Schritte waren bereits gethan, er konnte eine Freistelle auf dem Seminar in Rom erhalten. Alles war in Ordnung, es fehlte nur noch die Einwilligung der Mutter, und sie willigte ein, da es sich ja um einen Beruf handelte, der in den Himmel führen mußte.

Einige Tage nachher hatte die Witwe beim Umgraben eines Gartenbeetes ganz zufällig — denn unzählige Male hatte sie schon an dieser Stelle die Erde durchwühlt — eine alte Statue zu Tage gefördert, einen mit Weinlaub bekränzten Bacchus, der freilich nicht aus dem klassischen Zeitalter stammte, noch von einem bedeutenden Künstler herrührte; doch war es immerhin ein kostbarer Fund in wunderbarer Erhaltung. In der ganzen Gegend sprach man nur noch davon, und jeder hoffte, daß auch ihm einmal ein ähnlicher Glückszufall beschieden sein möge, zumal da der Priester erklärte, daß an dem Orte, wo der Bacchus gefunden sei, früher ein kaiserlicher Palast gestanden hätte. Wenn aber ein Kaiser den Palast bewohnt, wäre ihm auch ein Teil seines Hofes dorthin gefolgt, also müßten in der nächsten Umgebung noch verschiedene kostbare Bauten errichtet worden sein. Die Zukunft würde vielleicht noch manche Ueberraschung bringen.

Vincenzos Mutter verstand kein Sterbenswörtchen von den gelehrten Auseinandersetzungen des Paters. Für sie bestand die Hauptsache darin, die Statue zu verkaufen, und sie verkaufte sie auch sehr gut, da ein Kenner gewisse Eigentümlichkeiten daran entdeckt hatte, durch die sich der Preis erhöhte. Der Erlös bildete für die arme Frau ein fabelhaftes Vermögen; sie war darüber so bestürzt, daß sie in den ersten Tagen nicht wußte, was sie thun oder lassen sollte. Dann aber faßte sie einen raschen Entschluß. Pippo war gerade ins Seminar getreten; eine Hälfte der Summe sollte beiseite gelegt werden, die andere . . .

„Weißt du,“ sagte die Alte zu Gioconda, „Vincenzos Briefe klingen so verzagt und traurig, als ob er das Leben in der Kaserne nicht länger ertragen könnte, er ist nicht dafür geschaffen. Seine Briefe beunruhigen mich, ich fürchte, es könnte ihm ein Unglück zustoßen.“

„Du denkst doch nicht daran . . .“

„Zu ihm zu gehen? Ja! So alt wie ich bin, will ich mich noch in die große Stadt begeben. Ich habe alles genau ausgerechnet, dazu bedarf es keiner großen Klugheit. Ein Zimmer, eine Küche, das kann nicht viel kosten. In meinem Alter hat man nur wenig Bedürfnisse, und gebrechlich bin ich gerade nicht; meine Arme können noch tüchtig schaffen, ich werde in Genua schon irgend einen Verdienst finden. Auf diese Weise wird Vincenzo seine Mutter in der Nähe haben, die ihm seine Wäsche besorgen, auch gelegentlich für ihn kochen kann, wenn er nicht in der Kaserne essen will, und die immer ein tröstliches Wort für ihn finden wird, wenn ein Kummer ihn drückt.“

So war die Alte eines schönen Tages abgereist, nachdem es ihr gelungen, Haus und Garten zu vermieten. Vier Wochen lang war Vincenzo ohne Nachricht geblieben, da ein Brief verloren gegangen war, in dem die Mutter ihn beschwor, den Mut nicht zu verlieren. Dann hatte sie ihn überraschen wollen, oh, welch schöne Ueberraschung!

Die Reise kam ihr endlos lang vor in der dritten Klasse eines Bummelzuges, dazu blieb sie noch einen Nachmittag und eine Nacht in Grosseto, um Verwandte zu besuchen. Ungefähr vierundzwanzig Stunden fuhr sie auf der Bahn durch die Maremmen, durch die unabsehbaren Ebenen voll trostloser Einsamkeit. Aber am Ende dieser Reise lag Genua, wo sie ihren Vincenzino wieder sehen sollte, der nicht ahnte, daß seine Mutter unterwegs sei, um ihn zu besuchen. Sie hatte keine Taschenuhr, sah auch nicht nach den Bahnhofsführern, sondern beurteilte die Zeit allein nach dem Stand der Sonne. Am zweiten Tage ging diese gerade unter, als sie nach Spezia kam.

Todmüde, aber innerlich herzensfroh, erreichte sie einige Stunden später ihr Endziel. Sie trug selbst ihr geringes Handgepäck und lenkte ihre Schritte dem Palast San Giorgio zu, indem sie an jeder Straßenecke nach dem Wege fragte. Sie nahm als selbstverständlich an, daß sie ihr Kind sofort in ihre Arme schließen könnte und daß man Vincenzo einen kurzen Urlaub bewilligen würde, um ein Unterkommen für sie zu suchen; denn in ihren Augen war Genua riesengroß, sie kam sich wie verraten und verkauft vor.

Sie unterhandelte noch mit dem Maresciallo und flehte ihn an, daß man ihr gestatten möge, ihren Sohn sofort zu umarmen, als der Schaffner atemlos hereingestürzt kam, um zu melden, daß dem Guardia di finanza Vincenzo Tiburzi ein ernster Mufall zugestoßen sei; man möge ihn sofort holen und nach dem Hospital schaffen.

* * *

Die Kugel war abgewichen, hatte nur die Kinnlade und die Backe verletzt. Als Vincenzo erwachte, befand er sich in einem Saale des Krankenhauses Panmatone, in einem geräumigen Saale mit kirchenartigem Gewölbe. Darin standen zwei Reihen Betten mit weißen Vorhängen; barmherzige Schwestern in großen, weißen Hauben eilten mit unhörbaren Schritten über die glatten Fliesen, um gleich wohlthätigen Feen überall Trost und Hilfe zu spenden. Zuerst vermochte Vincenzo sich an nichts zu erinnern, sein Kopf war dumpf und schwer. Woher kam er? Jedenfalls weit her, sehr weit; es schien ihm, als ob er eine lange und gefährliche Reise unternommen hätte in ein unbekanntes, geheimnisvolles Land, das so weit entfernt liegt, daß die meisten nicht von dort zurückkehren. Langsam fuhr er mit der Hand über die Stirn, als ob er versuchen wolle, Licht in dies Chaos zu bringen.

„Vincenzo! . . . Vincenzino! . . .“

Er erzitterte. Woher kam diese Stimme, die seinen Namen aussprach? Sie klang so sanft, so mild, wie verschleiert von Thränen! In früheren Zeiten war er oft so gerufen worden. „Vincenzo! . . . Vincenzino!“ Diese teure Stimme brachte Licht in seine Finsternis, belebte sein Bewußtsein, erfüllte sein Herz mit seliger Freude!

Da fiel ein Sonnenstrahl durch eins der hohen Gitterfenster, und er erblickte seine Mutter, die sich über ihn neigte, seine Mutter mit ihren grauen Haaren, die von diesem Sonnenstrahl vergolbet wurden, seine Mutter mit dem guten, runzeligen Gesichte, wie sie in diesem Augenblick zitternd vor ihm stand.

„Mama!“

Wie ein Hauch kam dies Wort aus seinem Munde, dann fiel er in Ohnmacht. Eine Schwester eilte herbei und ließ ihn belebende Salze einatmen; er öffnete die Augen:

„Mama! Mama! Mama!“

Seine ganze Seele lag in diesem Ausruf; mit beiden Händen stieß er die Decke zurück, streckte die Arme aus und schlang sie fest um den Nacken der alten Bäuerin. Ihre grauen Haare vermischten sich mit seinen schwarzen Locken, beide brachen in Thränen aus; in dem Augenblick trat der Arzt an das Bett.

Die Schwester warf ihm einen ängstlich fragenden Blick zu. Durch eine Handbewegung beruhigte er sie und sagte ganz leise:

„Gerettet! In acht Tagen wird er wieder aufstehen können. Solche Arzneien werden nicht in den Apotheken gebraut! Vorsicht ist indeß noch immer geboten. Seine Mutter kann so viel wie möglich um ihn sein. Ich werde mit der Oberin sprechen.“

Tiefe Stille herrschte im Saale, nur hin und wieder hörte man ein unterdrücktes Stöhnen. Lautlos eilten die Schwestern hin und her. In den Kameliendbüschen des Gartens, die sich schon mit Blüten schmückten, zwitscherten die Vögel, und der Sonnenstrahl fiel noch immer durch das Fenster, gerade auf das Bett des kleinen Zollwächters.

„Mama! Mama! Mama!“

Wie im Traume wiederholte er dieses Wort, wie am Abend vorher auf den wogenumspülten Klippen, am Fuße des unheimlichen Muraglione della Morte; aber welch ein Unterschied im Ton! Das war nicht mehr das herzerreißende Heimweh, die namenlose Mutlosigkeit, die Verzweiflung! Das war eine unbeschreiblich innere Freude, keimende Hoffnung, himmlische Glückseligkeit! Wenn diese Worte so ausgesprochen werden, gleichen sie dem Gezwitzchen eines Vögels, das sich nach überstandnem Sturm und Unwetter der eingetretenen

Ruhe erfreut und sich geborgen unter den schützenden Flügeln der Mutter weiß.

„So lange du dienen mußt, will ich dich nicht verlassen, wir werden uns jeden Tag sehen können.“

Was sagte sie? Was sagte sie nur? Er blickte sie lange an, er vermochte ein solches Glück nicht zu fassen.

„Jeden Tag, Vincenzino! Von nun an hast du keine Lavandaia mehr nötig, ich werde für deine Wäsche sorgen. Ich will dir auch immer eine Minestrina kochen und ein Glas Wein für dich halten, und sonntags führst du mich von Zeit zu Zeit spazieren. Nicht wahr, das hast du nicht erwartet? Ich will dir später alles erklären, wenn du erst wieder besser bist.“

Die Schwester trat hinzu.

„Er muß ruhen!“ befahl sie.

„Ja, ja,“ sagte die alte Bäuerin. „Du mußt jetzt schlafen,

Vincenzino, der Schlaf wird dir gut thun. Schlaf, mein Liebling, schlaf, mein Schatz . . . so lange du dienen mußt, will ich dich nicht verlassen. Ich will dir später alles erklären. Und dann werden wir zusammen nach Nemi reisen, und dann ist Gioconda noch nicht verheiratet. . . .“

Der junge Mann lächelt — ein seltsames Lächeln! — sein Kopf sinkt zurück, und er schläft ruhig ein.

Im Schlafe lächelt er noch, und seine alte Mutter sitzt neben ihm; sie hat ihren Rosenkranz hervorgeholt und läßt die Perlen durch die Finger gleiten, ohne ihr Kind aus den Augen zu verlieren. Sie errät, daß ihm vom Häuschen in den Albanerbergen träumt, von den Eichenwäldern, wo im Frühling die Alpenveilchen blühen, von den beiden Seen, die wie ein Opal in den Smaragd der Olivenwälder gefaßt sind, von der kleinen Freundin, „die noch nicht verheiratet ist“, wenn sie in die Heimat zurückkehren.

Das süße Geschöpf.

Mit Erlaubnis aus der Zeitschrift *Home Chat* übersetzt von Gertha von Baerensprung, Lausanne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Vikar der Kirche von St. Georg saß noch bei seinem Frühstück. Die Gewohnheit, gerade diese Mahlzeit etwas in die Länge zu ziehen, war noch ein Ueberbleibsel aus seiner Studienzeit.

Es war so angenehm, nicht mehr in die Vorlesungen eilen zu müssen, entweder ganz nüchtern, oder dann knapp nur so viel verschlungen zu haben, wie man in aller Eile herunterbrachte, daß er nun darin schwelgte, auf diese Mahlzeit so viel Zeit als möglich zu verwenden und gemächlich vom Schinken zu den Eiern und von den Eiern zur Marmelade überzugehen, glücklich in dem Bewußtsein, daß er die Kirche in längstens fünf Minuten erreichen konnte und daß der Gottesdienst erst um zehn Uhr anfing.

Er war ein gewöhnlicher, alltäglicher Vikar, in keiner Beziehung von besonders hervorragenden Eigenschaften. Mittelgroß, mit einem Gesicht, das weder hübsch noch häßlich, wohl aber offen und sympathisch genannt werden konnte, war er nicht der Mann, die Blicke auf sich zu ziehen. Am Tage besuchte er fleißig die Armen und die Kranken und rauchte abends gerne eine Pfeife in Gesellschaft eines Studienfreundes. Er beschäftigte sich angelegentlich mit den Abendschulen und dem Arbeiterklub, und wenn auch seine Predigten nicht bewirkt, daß jemand sich besserte, so war durch sie auch noch niemand schlechter geworden.

Es ist leicht zu begreifen, daß des Vikars Leben recht eintönig war. Außer seinem alljährlichen Urlaub, der etwas Abwechslung in seine Existenz brachte, erlebte er nicht viel Aufregendes; denn St. Georg war eine recht arme Gemeinde, die noch nicht unter dem Protektorat irgend einer hohen Dame stand. Die Armen waren lediglich der Fürsorge des Pfarrers und seiner Frau, sowie der des Vikars überlassen.

Da kamen noch keine vornehmen Damen in eleganten Equipagen durch die engen Straßen gefahren, um in den reinlichern Häusern Krankenbesuche zu machen und Konzerte oder Bazare zu veranstalten, wo die Bevölkerung nichts Brauchbares kaufen konnte. Nein, die Gemeinde von St. Georg war entschieden langweilig, und das Leben des Vikars vielleicht das allereintönigste.

Am dem Morgen unserer Erzählung herrichte gerade ein dichter Nebel, und der Nebel hatte auf den Vikar stets einen niederdrückenden Einfluß. Die Straßen schienen dann noch enger und schmutziger, und zudem hatte der Nebel eine besondere Art, in des Vikars Kehle zu dringen und einen Hustenreiz hervorzurufen, der ihm beim Lesen seines Bibelabschnittes Schwierigkeiten verursachte.

Er war erst kürzlich von seinem Urlaub zurückgekehrt und noch in der Stimmung, sentimental Betrachtungen über die Lieben zu Hause, die er verlassen, nachzuhängen — als sie erschien.

Er war am Marmeladestadium seines Frühstücks angelangt und ließ seine Blicke, vielleicht zum hundertsten Mal an jenem Morgen, zum Fenster hinaus in die neblige Straße gleiten.

Da trat aus dem grauen Nebel eine zierliche, kleine Figur, ganz in Grau gekleidet, mit großen grauen Augen in einem

feinen, süßen Gesicht. Sie trug eine Musikmappe in der Hand und ging rasch; aber als sie an seinem Fenster vorbeiging, sah sie hinauf, und ihre Blicke trafen sich.

Es war nur ein Moment; dann war sie vorbei, und der Vikar kehrte wieder zu der Marmelade zurück, mit dem unbestimmten Gefühl, als ob die Sonne einen Augenblick geschienen und dann wieder hinter wallenden Nebelschichten verschwunden sei.

Die Erinnerung an dieses „süße Geschöpf“, wie er sie in Gedanken betitelte, ließ ihm den ganzen Tag keine Ruhe, und am nächsten Morgen sah er sie wieder.

Mit der Zeit gewöhnte er sich, jeden Morgen nach ihr auszufahren, und wenn er sie einmal nicht sah, schien ihm der der Tag nicht vollgültig.

Eines Abends bemerkte er sie auf dem Heimweg, und sofort stürzte er, sein Fahrrad zu holen, und folgte ihr ganz unbefangenen darauf in einiger Entfernung.

Er benötigte wirklich einen frischen Kuchen zu seinem Thee, und es war ihm gar nicht unangenehm, ihn nicht beim nächsten Bäcker zu holen. Sie, das „süße Geschöpf“, wohnte nicht weit von ihm — bloß in der nächsten Straße — aber das war noch kein Vorwand, eine Bekanntschaft zu bewerkstelligen. Diese Straße wurde von der bessern Gesellschaftsklasse bewohnt und war für des Pfarrers Privatbesuche reserviert. Die Vikare wurden nur zu den Armen gelassen. Der Pfarrer sagte, daß er für „Vikarjägerinnen“ unter seiner Herde nicht viel übrig habe, noch für Courtschneidereien von Seiten seiner Vikare, und diese letztern — leider muß es gesagt werden — nahmen es etwas übel, daß er ihnen den schlechten Geschmack zutraue, sich in die Damen der Gemeinde von St. Georg zu verleben.

Zimmerhin, das „süße Geschöpf“ wohnte in der Gemeinde, und so war noch Hoffnung vorhanden, ihre Bekanntschaft zu machen. Vielleicht könnte man sie dazu bringen, in der Sonntagschule mitzuwirken oder bei den Theeverksamungen der Gemeinde mitzuhelfen oder beim Nähverein einzutreten, gleich was — nur damit sie sich treffen würden.

Aber die Zeit verging, und sie trat nicht in die Sonntagschule ein, ließ sich auch bei keiner andern gemeinnützigen Gemeindegemeinschaft blicken, und der Vikar fing an zu verzagen.

Kurz vor Weihnachten erschien ein junger Mann auf der Bildfläche, und man sah ihn oft in Begleitung des „süßen Geschöpfes“.

Des Vikars Herz wurde ordentlich schwer, als er sie beobachtete, wie sie zusammen lachend die Straße entlang gingen. Sie hatte sicherlich schon einen Anbeter. Sie war viel zu hübsch, um als erwachsen nicht eines Mannes Herz gewonnen zu haben. Der junge Mensch war ein Gentleman und schien von ihr bevorzugt zu werden; denn wenn sie in seiner Begleitung war, strahlte ihr Gesicht stets vor Freude.

Am den beiden nächstfolgenden Morgen rückte der Vikar seinen Stuhl so, daß er beim Frühstück dem Fenster den Rücken zuekehrte. Doch bei dieser Platzierung schmeckte ihm das Frühstück nicht recht, und die Tage schienen ihm lang und freudlos.